

# Das traurige Handwerk Literatur

Von

*Joseph Hergesheimer*

Wahrscheinlich ist der Beruf des Schriftstellers die lächerlichste Beschäftigung, der ein Mensch sich ergeben kann. Dabei genießt er eine eingebildete Bedeutung, die unter seinen komischen Eigenschaften nicht die geringste ist. Bücher und die Buchdruckerkunst haben auf die Weltgeschichte einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt, der freilich ebensowohl ein Einfluß zum Schlechten war wie zum Guten; aber in den Mißverständnissen, die sich um die tatsächliche Ausübung der Schriftstellerei angehäuft haben, liegt seit langem alles begraben, was an ihr würdig und wesentlich ist.

So etwa ist das tatsächliche Schreiben von Büchern wohl die langweiligste aller Aufgaben. Es hat keine einzige versöhnliche Seite; eine endlose Tätigkeit, die fast in allen Fällen zum Scheitern bestimmt ist. So etwas wie einen guten, leichten, mühelos hingeschriebenen Satz gibt es gar nicht; Abschnitte sind natürlich noch schwerer als Sätze; ganze Bücher fertigzustellen nicht so sehr schwierig wie unmöglich. Die bloße Mechanik des Schreibens ist so eintönig, daß ein damit ausgefülltes Leben unendlich viel weniger abwechslungsreich wird als Steineklopfen.

Bücher schreiben ist ein ganz unlogischer Vorgang, eine lächerliche Art, die kurze Zeit hinzubringen, die dem Menschen zur Verfügung steht. Es gleicht einer Art Einzelhaft ohne die greifbare Beschränkung durch Riegel und Gitter, die man sich aus einer blödsinnigen inneren Eitelkeit und einer wesenlosen Hoffnung heraus auferlegt. So gehe ich zum Beispiel Jahr um Jahr jeden Morgen in ein kleines Haus, das ich in West Chester besitze, und dort schreibe ich in einem Zimmer, das eigentlich zum Eßzimmer bestimmt ist; ich schreibe, allein und ohne Unterbrechung, von zehn bis eins oder zwei Uhr — bis fünfzehnhundert handgeschriebene Wörter auf dem Papier stehen — und dann gehe ich, geistig erschöpft, körperlich bedrückt und gereizt, ins Dower House zum Lunch zurück. Am Nachmittag schreibe ich meistens wieder fünfzehnhundert Wörter. So gut wie jeden Morgen meines Lebens setze ich mich, seit ich erwachsen bin, zwei Federhaltern gegenüber hin; der eine steckt in einem silbernen, der andere in einem schwarzen Ständer, und davor liegt ein Stapel leerer Schreibhefte in blaßbraunen Umschlägen. Die leeren Hefte liegen mir zur Rechten; ich schiebe sie, wenn sie vollgeschrieben sind, nach links hinüber; und so mühevoll ich auch arbeite, immer liegen mehr leere Hefte vor mir, als ich je bewältigen kann. Der dünne Strom Tinte, der durch meine Feder fließt, ergießt sich aus einem Vorrat, den ich nie erschöpfen kann.

Diese unwiderlegbaren Tatsachen, die an und für sich unwichtig genug sind, werden mit der Zeit lästig. Die Anstrengung, die Feder über eine Seite nach der anderen zu führen, ist zwar an sich nicht besonders groß, aber als Vorstellung wirkt sie zerstörend. Manchmal muß ich neben allem anderen auch noch die Spitze der Feder beobachten, wie sie über die blauen Linien der Hefte wandert; sie senkt sich Zeile um Zeile zum Ende der Seite und steigt dann plötzlich wieder